

dtv

Er ist kein gewöhnlicher Ermittler. Jefferson Winter ist Profiler. Und der Sohn eines berüchtigten amerikanischen Serienmörders. Er hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, grausame Täter wie seinen Vater zur Strecke zu bringen. Doch manchmal fragt er sich, ob er etwas von der dunklen Seite seines Vaters geerbt hat – und ob das der Grund dafür ist, dass er sich so gut in sadistische Mörder hineinversetzen kann ...

Nun wird er zu einem besonders verstörenden Fall nach England gerufen: Bereits vier junge Frauen sind einem perfiden Täter in die Hände gefallen, der seine Opfer nicht tötet, sondern ihnen einen Teil des Gehirns entfernt – womit er ihr Leben faktisch vernichtet. Jetzt ist eine fünfte Frau verschwunden. Jefferson muss und wird alles daran setzen, den Täter zu finden, bevor auch ihre Seele zerstört wird.

»Unerhört bravourös geschrieben – man will unbedingt mehr davon!« (The Daily Mail)

James Carol, geboren 1969 in Schottland, hat bereits als Gitarrist, Toningenieur, Journalist und Pferdetrainer gearbeitet. Er lebt mit seiner Familie in Hertfordshire/England.

James Carol

BROKEN DOLLS

Er tötet ihre Seelen

Thriller

Deutsch von
Wolfram Ströle

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**

*Für Karen, Niamh und Finn.
Ich liebe euch.*



Deutsche Erstausgabe 2014
4. Auflage 2017
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 2014 James Carol
Titel der englischen Originalausgabe:
›Broken Dolls‹ (Faber and Faber Ltd., London)
© 2014 der deutschsprachigen Ausgabe:
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Mit Genehmigung von Steve Jackson
Vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, Garbsen
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Katharina Netolitzky unter Verwendung
eines Motivs von Brian Kubasco (museumoddis.com)
Gesetzt aus der Aldus 9,75/12,25˚
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21550-3

Prolog

Als ich meinen Vater das letzte Mal lebend sah, lag er angeschnallt auf einer gepolsterten Gefängnisliege, die Arme seitlich ausgestreckt, als sollte er gekreuzigt werden. Die Berufungsmöglichkeiten waren ausgeschöpft, eine Aussetzung der Hinrichtung in letzter Minute war nicht zu erwarten. In seinen beiden Armen steckten Katheter, an denen bereits die Injektionsschläuche hingen. Für den Vollzug reichte einer, der zweite diente nur als Reserve. Ein Monitor zählte seine letzten Herzschläge, entspannte fünfundsechzig pro Minute trotz der Umstände.

Im Zuschauerraum warteten ein paar Dutzend Zeugen. Eltern der Opfer, Gefängnisbedienstete, ein Mann in einem nüchternen Anzug als Vertreter des Gouverneurs von Kalifornien. Kleider raschelten, man machte es sich für das große Ereignis bequem, doch ich nahm das nur am Rand wahr.

Mein Vater sah mich durch die dicke Plexiglasscheibe an, sein Blick durchbohrte mich. Wir waren in diesem Augenblick nur zu zweit. Ich starrte zurück und fragte mich, was ihm durch den Kopf ging. Ich hatte genug Psychopathen kennengelernt und untersucht, um zu wissen, dass ihm nichts leidtat, dass er unfähig war, Reue für seine Verbrechen zu zeigen.

Mein Vater hatte über einen Zeitraum von zwölf Jahren fünfzehn junge Frauen ermordet. Er hatte sie entführt, in die hügeligen Wälder Oregons gebracht, dort freigelassen und mit einem Hochleistungsgewehr niedergestreckt, ohne

eine Spur von Mitgefühl. Für ihn waren diese jungen Frauen Spielzeug.

Ich erwiderte seinen Blick und hielt ihn. Seine Augen leuchteten grün, mit einem Kranz goldgelber Sprengel um die Pupillen. Sie sahen genauso aus wie meine, eins der vielen genetischen Merkmale, die wir teilen. Ihn anzusehen war, als würde ich in einen langen, dunklen Tunnel blicken, der in meine Zukunft mündete. Wir waren beide einen Meter sechsundsiebzig groß und schlank und tranken zu viel Kaffee, und wir hatten beide infolge eines Gendefekts irgendeines Vorfahren schneeweiße Haare. Ich habe sie mit Anfang zwanzig bekommen, mein Vater noch früher.

Dass er so viele Jahre morden konnte, hatte vor allem drei Gründe. Erstens war er seinen Verfolgern aufgrund seiner Intelligenz immer einen Schritt voraus. Zweitens hatte er eins dieser Gesichter, die man sofort wieder vergisst, die in der Menge untergehen. Drittens hatte er sich die Haare gefärbt. Ein Durchschnittsgesicht nützte einem ja nichts, wenn man an den Haaren sofort erkannt wurde.

Ein Lächeln zuckte um seinen Mund und verschwand sofort wieder. Ein grausames, brutales Lächeln. Stumm formten seine Lippen vier Worte, und ich erstarrte. Die vier Worte trafen direkt auf eine Stelle tief in mir, die ich gut versteckt hielt, sogar vor mir selbst. Er muss gesehen haben, dass sich etwas in meinem Gesicht veränderte, denn er feuerte noch ein kurzes sarkastisches Lächeln in meine Richtung ab. Dann schloss er die Augen.

Der Gefängnisdirektor fragte nach letzten Worten, aber mein Vater ignorierte ihn. Der Direktor wiederholte die Frage, ließ meinem Vater fast eine ganze Minute Zeit für eine Antwort und gab dann, als keine kam, das Zeichen zum Vollzug der Hinrichtung.

Zuerst wurde Pentobarbital durch den Katheter gepumpt, ein rasch wirkendes Betäubungsmittel, das meinen Vater

innerhalb von Sekunden bewusstlos machte. Als Nächstes bekam er eine Dosis Pancuroniumbromid, die seine Atemmuskulatur lähmte. Zuletzt folgte Kaliumchlorid, das sein Herz zum Stillstand brachte. Sechs Minuten und dreiundzwanzig Sekunden später wurde mein Vater für tot erklärt.

Hinter mir schluchzte die Mutter eines Opfers laut auf und wurde von ihrem Mann getröstet. Sie hatte den gläsernen Blick derer, die zur Selbsthilfe mit Medikamenten greifen. Mit ihrer chemisch herbeigeführten Lethargie war sie nicht die Einzige, wie ein flüchtiger Blick durch den Zuschauerraum bestätigte. Das schwere, leidvolle Erbe, das mein Vater hinterließ, würde noch lange nachwirken, weit über seinen Tod hinaus. Der Vater eines anderen Opfers sagte leise, er sei zu leicht davongekommen, ein Gefühl, das von den meisten Anwesenden geteilt wurde. Ich hatte die Tatortbilder gesehen und die Obduktionsberichte gelesen und konnte ihnen nicht widersprechen. Die fünfzehn jungen Frauen waren einen langsamen, qualvollen Tod gestorben, der das genaue Gegenteil vom Tod meines Vaters war.

Ich ging mit den anderen nach draußen und machte mich auf den Weg zum Parkplatz. Eine Weile saß ich reglos in meinem Mietwagen, den Schlüssel schon im Zündschloss, und kämpfte gegen den Nebel in meinem Kopf an. Die vier Worte, die mein Vater mit den Lippen geformt hatte, wiederholten sich wie in einer Endlosschleife. Ich wusste, dass es nicht stimmte, dass er mich damit nur fertigmachen wollte. Trotzdem wurde ich das Gefühl nicht los, dass die Worte vielleicht doch einen Funken Wahrheit enthielten. Aber wenn es so war: Wozu machte mich das? Wir bauen unser Leben auf Bruchlinien und Treibsand auf, und mein Vater hatte mein Leben in seinen letzten Momenten mit einem Erdbeben der Stärke neun erschüttert und alles zerstört, was ich bis dahin für wahr und richtig gehalten hatte.

Ich ließ den Motor an, legte den Gang ein und fuhr in

Richtung Flughafen. Mein Flug nach Washington D. C. ging erst um halb sieben am nächsten Morgen, aber ich verpasste ihn trotzdem. Ich fuhr einfach an der Abzweigung zum Flughafen vorbei und weiter, die ganze Strecke bis nach Virginia. Grund zur Eile bestand nicht, in Quantico wurde ich erst in der Woche darauf zurückerwartet. Aber ich wollte nur noch weg, so schnell wie möglich raus aus Kalifornien, und in Bewegung bleiben.

Ich wollte mir die alptraumhafte Monotonie einer Abflughalle ersparen, die Minuten, die sich zu Stunden hinzogen, die Stunden, die zu Tagen, und die Tage, die zu Jahren wurden. Zumindest redete ich mir das ein, während die Tachonadel höherkroch. Und es stimmte ja auch, selbst wenn es Teil einer größeren Wahrheit war, die darin bestand, dass ich vor den letzten Worten meines Vaters floh. Das Problem war nur, dass ich ihnen nicht entkommen konnte, egal, wie weit oder wie schnell ich fuhr.

Noch heute, fast anderthalb Jahre später, verfolgen sie mich und drängen sich in mein Bewusstsein, wenn ich am wenigsten damit rechne. In der Erinnerung höre ich sie inzwischen in dem breiten kalifornischen Akzent meines Vaters, in derselben leutseligen Stimme, mit der er seine Opfer um den Finger wickelte. Ich höre sie so deutlich, als würde er neben mir sitzen.

Du bist wie ich.

Die Frau in dem Krankenhausbett hätte tot sein können. Es wäre besser für sie gewesen. Dass sie lebte, war nur am beharrlichen Piepen des Herzmonitors und am sachten Heben und Senken der Bettdecke zu erkennen. Ihr Gesicht zeigte keinerlei Regung, aber es war nicht entspannt wie bei einer Schlafenden, sondern mehr wie bei einer Toten, so als wären alle Gesichtsmuskeln dauerhaft abgeschaltet worden. Vor mir hätte genauso gut eine Leiche auf einem Seziertisch liegen können. Ein Teil von mir wünschte, es wäre so.

Detective Inspector Mark Hatcher blickte starr auf die Frau hinunter und murmelte: »Mein Gott.« Dann schüttelte er den Kopf und seufzte, kleine Gesten, die Bände sprachen. Ich hatte Hatcher auf einem Profiling-Seminar kennengelernt, das ich in Quantico für Polizisten aus Übersee gehalten hatte. Er war mir aufgefallen, weil er in absolut jedem Vortrag in der ersten Reihe gesessen und unablässig Fragen gestellt hatte. Ich hatte ihn damals gemocht und tat es immer noch. Er gehörte zu den besten Beamten von Scotland Yard. Wer dreißig Jahre lang in Nietzsches Abgrund geblickt hatte und trotzdem noch etwas fühlte, hatte meinen Respekt.

Aber die Jahre hatten ihren Tribut gefordert. Sie hatten alle Farbe aus ihm herausgesogen, alle Lebensfreude. Seine Haare waren grau, seine Haut ebenfalls. Dasselbe galt für seine Lebenseinstellung. Er hatte diesen speziellen Zynismus, wie man ihn nur bei Polizisten findet, die schon zu lange im Beruf sind. Sein trauriger Hundeblick sagte alles.

Seine Augen hatten mehr gesehen, als für einen Menschen gut ist.

»Patricia Maynard ist also das vierte Opfer, richtig?« Eine rhetorische Frage, die aber gestellt werden musste, um Hatcher ins Zimmer zurückzuholen.

»Ja.« Hatcher gab einen langen, müden Seufzer von sich und schüttelte noch einmal den Kopf. Dann sah er mich an. »Seit sechzehn Monaten bin ich hinter diesem Dreckskerl her, und soll ich Ihnen mal was sagen? Wir sind nicht näher an ihm dran als am Anfang. Es ist wie beim Leiterspiel, nur dass jemand die ganzen Leitern geklaut hat und auf jedem zweiten Spielfeld eine Rutsche nach unten ist.« Wieder ein Seufzer und ein Kopfschütteln. »Ich dachte, ich hätte schon alles gesehen, Winter, aber das ... ist etwas Neues.«

Was eine Untertreibung war. Serientäter denken sich Gräuelpiece ohne Ende aus, aber trotz all meiner Erfahrung musste ich zugeben, dass selbst ich so etwas noch nicht gesehen hatte. Es gibt Dinge, die schlimmer sind als der Tod, dafür war Patricia Maynard der lebende Beweis.

Ich sah sie an, wie sie da in diesem Zimmerchen lag, in dem man Platzangst kriegen konnte, angeschlossen an all die Apparate und mit einem Infusionsschlauch in dem Katheter an ihrem Handrücken, und dachte wieder, dass sie tot besser dran wäre. Ich wusste auch, wie ich ihr dazu verhelphen könnte. Ich brauchte nur den Schlauch herauszuziehen und mit einer Spritze Luft in den Katheter zu drücken.

Die Luftblase wandert zuerst in die rechte Herzhälfte und von dort in die Lunge. Die Blutgefäße der Lunge ziehen sich zusammen, und der Druck in der rechten Herzhälfte steigt, bis die Embolie in die linke Hälfte gedrückt wird. Von dort hat sie durch den Blutkreislauf Zugang zum restlichen Körper. Wenn sie sich in einer Koronararterie festsetzt, löst sie einen Herzinfarkt aus; wenn sie ins Gehirn hinaufwandert, einen Schlaganfall.

Eine einfache, saubere Lösung. Solange nicht jemand ganz genau hinschaute, bestand kaum ein Risiko, dafür ins Gefängnis zu wandern. Und so genau würde niemand hinschauen. Die Erfahrung hat mich gelehrt, dass die Menschen meist nur das sehen, was sie sehen wollen. Patricia Maynard hatte die letzten dreieinhalb Monate in einem Gefängnis verbracht und die Hölle durchgemacht. Und wenn sie jetzt starb? Dann wollten wir doch alle glauben, dass ihr Körper endlich aufgegeben hatte, fertig, aus. Fall abgeschlossen.

»DNA?«, fragte ich.

»Reicht für eine Verbindung zu den anderen drei Frauen, aber kein Treffer in unserer Datenbank.«

»Neue Erkenntnisse zu unserem unbekanntem Tätersubjekt?«

»Unserem unbekanntem Tätersubjekt«, wiederholte Hatcher. »Das klingt ja wie im Fernsehen.« Er schüttelte den Kopf. »Nein, nichts.«

»Wir haben also vier Opfer, die uns nichts mehr sagen werden, und absolut keine Ahnung, wer der Täter ist.«

»So kann man es zusammenfassen«, sagte Hatcher. »Wir müssen ihn kriegen, bevor er sich ein neues Opfer sucht.«

»Das schaffen wir nicht. Zwischen der Freilassung des ersten Opfers und der nächsten Entführung vergingen zwei Monate. Zwischen der Freilassung des dritten Opfers und Patricia Maynards Entführung lagen nur noch drei Tage. Für gewöhnlich gibt es eine emotionale Abkühlphase, in der die Fantasien des Täters noch so stark sind, dass er nicht erneut zuschlägt. In unserem Fall haben sie diese Wirkung verloren. Sie sind kein ausreichender Ersatz mehr für die Tat, und der Täter hat sich schon zu sehr an die Tat gewöhnt. Er hat sich nicht mehr in der Hand. Da Patricia Maynard vorgestern Abend gefunden wurde, vermute ich, dass er sein nächstes Opfer schon heute Abend entführt.«

»Genau das, was ich brauche, noch eine schlechte Nach-

richt.« Hatcher seufzte wieder und rieb sich das müde Gesicht. »Und was wäre die gute, Winter? Wehe, Sie haben keine. Deshalb habe ich Sie schließlich hergeholt.«

»Die gute Nachricht ist, je weniger er sich in der Hand hat, desto eher macht er Fehler. Und je mehr Fehler er macht, desto leichter schnappen wir ihn.«

»In der Theorie schön und gut. Das Problem ist nur, dass bald irgendwo eine Frau einen schrecklichen Albtraum erleben wird und ich es nicht verhindern kann. Obwohl ich sie doch davor beschützen sollte.«

Darauf gab es keine Antwort. Ich war oft genug selbst in Hatchers Lage gewesen und wusste genau, wie ihm zumute war. Ich kannte die Hilflosigkeit, das Bedürfnis, etwas zu tun, aber nicht zu wissen, was. Am schwersten zu ertragen war allerdings die Wut. Die Wut auf sich selbst, weil man das Puzzle nicht zusammensetzen konnte, und die Wut auf eine Welt, die solche Puzzles überhaupt zuließ.

Eine Weile standen wir in respektvollem Schweigen da und betrachteten die schlafende Patricia. Der Herzmonitor piepte, die Bettdecke hob und senkte sich und die Uhr an der Wand zählte die Sekunden.

Patricia war achtundzwanzig und hatte braune Augen und braune Haare. Die braunen Augen konnte man nicht sehen, weil sie angeschwollen waren, die braunen Haare nicht, weil der Täter sie abgeschnitten hatte. Die Haut um die Augen war blutunterlaufen, der kahl rasierte Schädel glänzte im grellen Licht des Krankenzimmers wie eine rosige Kugel. Nicht der kleinste Haarflaum war zu sehen, die Rasur war erst vor kurzem ausgeführt worden, wahrscheinlich direkt bevor der Täter sein Opfer freigelassen hatte. Offenbar töronten Erniedrigung, Schmerzen und Folter ihn an.

Ich hatte schon Dutzende von Mördern interviewt, um ihre Motive kennenzulernen. Es gehörte zu meinem Job, zu verstehen, warum ein Mensch Lust dabei empfindet, wenn

er einem anderen wehtut. Trotzdem war mir völlig unbegreiflich, warum der Täter an Patricia Maynard eine Lobotomie durchgeführt hatte.

Die Atmung wird von der Medulla oblongata gesteuert, einem Teil des Gehirns, der bei Patricias Lobotomie nicht beschädigt worden war. Solange sie lebte, würde ihre Medulla oblongata dafür sorgen, dass ihre Lungen atmeten und ihr Herz schlug. Patricia war noch nicht einmal dreißig. Gut möglich, dass sie noch vierzig oder fünfzig Jahre vor sich hatte. Ein halbes Jahrhundert, eingesperrt in einem dämmrigen Gefängnis, in jeder Beziehung auf die Hilfe anderer angewiesen, unfähig, zu essen oder die Toilette zu benutzen, unfähig, einen Gedanken zu denken oder einen Satz zu formulieren. Die Vorstellung war unerträglich.

»Und der Schädel zeigt keine Narben?« Noch eine rhetorische Frage, diesmal notwendig, um mich selbst zurück-zuholen.

»Der Zugang zum Gehirn erfolgte durch die Augenhöhlen.« Hatcher blickte immer noch unverwandt auf Patricia Maynard. »Haben Sie genug gesehen, Winter?«

»Mehr als genug.« Auch ich starrte die junge Frau an, ich konnte nicht anders. »Okay, unser nächstes Ziel ist St Albans. Ich muss mit Graham Johnson sprechen.«

»Ist das notwendig? Meine Leute haben ihn schon ver-
hört.«

Ich riss mich von Patricia Maynard los und sah Hatcher an. »Und sie haben bestimmt hervorragende Arbeit geleistet. Aber Johnson hat Patricia gefunden, was heißt, dass er über nur zwei Schritte mit dem Täter verbunden ist. Und da unsere Opfer nichts mehr sagen, komme ich dem Täter durch ihn vorerst am nächsten. Deshalb muss ich mit ihm sprechen.«

»Okay. Ich rufe im Büro an und organisiere Ihnen einen Fahrer.«

»Das kostet zu viel Zeit. Fahren lieber Sie mich.«

»Geht nicht. Ich werde im Büro zurückerwartet.«

»Aber Sie sind der Boss, Sie können doch tun, was Sie wollen.« Ich grinste. »Na los, Hatcher, lassen Sie uns ein bisschen Spaß haben.«

»Spaß! Wirklich, Winter, Sie haben einen merkwürdigen Humor. Spaß hat man vielleicht bei einer Party auf einer Milliardärsjacht oder von mir aus mit einer zwanzigjährigen Blondine. Nicht bei dem, was wir tun.«

»Wissen Sie, was Ihr Problem ist, Hatcher? Sie sitzen schon viel zu lange an einem Schreibtisch. Wann haben Sie zum letzten Mal vor Ort ermittelt?« Ich grinste wieder. »Und wenn wir schon dabei sind, Ihr letztes Mal mit einer zwanzigjährigen Blondine ist möglicherweise auch schon eine Weile her, oder?«

»Ich *muss* ins Büro.«

»Und ich bin gerade über den Atlantik geflogen, um Ihnen den Arsch zu retten. Und habe ich schon erwähnt, dass ich seit sechsunddreißig Stunden auf den Beinen bin?«

»Das ist emotionale Erpressung.«

»Und?«

Hatcher stöhnte. »Also gut, ich fahre Sie.«

Hatcher fuhr schnell und konzentriert. Die Nadel stand meist flatternd bei hundertvierzig und fiel selten unter hundertdreißig. Wir fuhren auf der M1, einer in Richtung Norden aus London hinausführenden Ausfallstraße, gesäumt von tristen grauen Gebäuden, die im matten Dezemberlicht noch trostloser wirkten.

Es waren nur noch ein paar Tage bis Weihnachten, aber nicht einmal die bunten Lichterketten, die hinter den Fenstern blinkten, an denen wir vorbeifuhren, kamen gegen die Trübsal an. Der Nachmittag war bereits fortgeschritten, in einer Stunde würde die Sonne untergehen, und am schiefergrauen Himmel waren dunkle Wolken aufgezogen. Laut Wettervorhersage sollte es schneien, und es wurden bereits Wetten auf weiße Weihnachten abgeschlossen. Dass jemand gerne wettete, verstand ich, Schnee dagegen hatte für mich überhaupt keinen Reiz. Er war kalt, nass und deprimierend. Im Herzen würde ich immer Kalifornier bleiben. Ich lechze nach Sonne wie ein Drogensüchtiger nach Crack.

»Ich bin Ihnen wirklich dankbar, dass Sie mir bei diesem Fall helfen«, sagte Hatcher. »Ich weiß, wie beschäftigt Sie sind.«

»Ich freue mich, hier zu sein«, sagte ich. Eine faustdicke Lüge. Ich hätte jetzt in Singapur oder Sydney oder Miami sein können, an einem warmen, sonnigen Ort. Stattdessen fuhr ich an einem eisigen Dezembertag durch London und kämpfte gegen Erfrierungen und Unterkühlung. Und jetzt

musste ich mich auch noch gegen einen Schneesturm wappnen.

Aber ich war selbst schuld. Der Vorteil davon, sein eigener Chef zu sein, ist ja vor allem, dass man selbst bestimmen kann, was man tut. Und ich hatte mich für London entschieden, aus dem einfachen Grund, dass es sich um einen ungewöhnlichen und deshalb interessanten Fall handelte, und ein interessanter Fall gehörte für mich zu den wenigen Dingen, die Sonnenschein ausstechen konnten.

Seit meinem Ausscheiden aus dem FBI reise ich durch die Welt und jage Serientäter. Es geht jeden Tag ein neuer Hilferuf bei mir ein, manchmal auch zwei oder drei. Zu entscheiden, welche Fälle ich übernehmen werde, fällt mir schwer, denn eine Ablehnung kann das Todesurteil für einen Menschen bedeuten, oft auch für mehrere, da Serienmörder in der Regel so lange weitermachen, bis man sie stoppt. Dieses Dilemma hatte mir während meiner Zeit beim FBI viele schlaflose Nächte bereitet. Jetzt schlafe ich besser, allerdings nur dank einer Kombination von Schlaftabletten, Whisky und Jetlag.

Monster, die zur Strecke gebracht werden müssen, gibt es leider genug. So war es schon immer gewesen, seit Kain Abel getötet hatte. Serientäter sind wie Unkraut. Wenn man einen fängt, nehmen gleich zehn neue seinen Platz ein. Allein in den USA treiben geschätzte hundert Serienmörder ihr Unwesen. Und diese Zahl bezieht sich nur auf Mörder, nicht auf Brandstifter und Vergewaltiger und andere Ungeheuer, deren einziges Ziel im Leben ist, anderen Schmerzen und Leid zuzufügen.

Ich war zu meiner Zeit beim FBI ein typischer Agent gewesen. Schwarzer Anzug, Schuhe gewienert, bis sie glänzten wie Spiegel, Haare hinten und seitlich kurz geschnitten. Damals hatte ich noch schwarze Haare gehabt, gefärbt, um nicht aufzufallen. Man hätte mich neben tau-

send andere Agenten stellen können, ich wäre nicht aufgefallen.

Inzwischen kleide ich mich salopper. Die gestärkten weißen Hemden und förmlichen Anzüge sind verschwunden, ersetzt durch Jeans, T-Shirts mit Bildern toter Rockstars und Kapuzenpullis. Die glänzenden Schuhe habe ich gegen bequeme, abgewetzte Stiefel getauscht, das Haarfärbemittel endete im Müll. Ich sehe vielleicht nicht mehr so smart aus, dafür fühle ich mich um einiges wohler. Die FBI-Anzüge waren wie Zwangsjacken gewesen.

»Können Sie schon etwas sagen?« Hatcher streifte mich mit einem Blick, eine Hand am Steuer. Die Nadel stand bei hundertsechzig, Tendenz steigend.

»Nur zweierlei kann diesen Typen stoppen. Entweder Sie schnappen ihn oder er stirbt. Eines natürlichen oder eines unnatürlichen Todes. Er hat so viel Gefallen an dem gefunden, was er tut, dass er nicht freiwillig aufhört.«

»Bitte, Winter, Sie sprechen hier nicht mit einem Anfänger. Ihre Beschreibung trifft auf neunundneunzig Komma neun Prozent aller Serientäter zu.«

Ich lachte. Er hatte recht. »Okay, wie wär's dann damit: Wenn Sie ihn erwischen, wird er sich nicht ergeben. Eher provoziert er Sie dazu, ihn zu erschießen.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Gefängnis wäre die Hölle für ihn.«

»Warum?«

»Unser Mann ist ein Kontrollfreak. Er will das gesamte Leben seiner Opfer unter Kontrolle haben. Was sie anhaben, was sie essen, alles. Und er könnte es nicht ertragen, wenn ihm jemand die Kontrolle entzieht. Selbstmord zu begehen, indem er einen Polizisten dazu provoziert, ihn zu erschießen, wäre für ihn insofern attraktiv, als er Zeitpunkt und Ort seines Todes selbst bestimmen könnte. In seiner Vorstellung hätte er immer noch alles unter Kontrolle.«

»Hoffentlich irren Sie sich.«

»Ich irre mich nicht.«

Während Hatcher fuhr, ging ich in Gedanken Patricia Maynards Entführung noch einmal in allen Einzelheiten durch. Ich hätte gern mehr Informationen gehabt, aber das ist ja die Regel. Egal, wie viele Informationen man hat, man hat nie genug.

Den Polizeiberichten zufolge hatte Martin Maynard seine Frau am 23. August als vermisst gemeldet und sich dadurch zum Hauptverdächtigen gemacht. Die meisten Mörder kennen ihre Opfer. Oft handelt es sich um den Ehepartner, einen Verwandten oder einen Freund. Aber noch ging es nicht um Ermittlungen in einem Mordfall, sondern nur um reguläre, gründliche Polizeiarbeit. Man wollte nichts versäumen.

Martin Maynard hatte eine Reihe von Affären gehabt, und das Ehepaar machte gemeinsam eine Therapie als letzten Versuch, eine Ehe zu retten, die schon längst nicht mehr zu retten war. Dazu kam noch eine ansehnliche Lebensversicherung, der Mann hatte also durchaus jede Menge Motive. Mord passte ins Bild.

Martin Maynard wurde zwei Tage lang verhört und dann wieder auf freien Fuß gesetzt. Die Polizei hatte in den darauffolgenden Monaten ein Auge auf ihn gehabt, aber auch das eher, um nichts zu versäumen und sich nichts zuschulden kommen zu lassen. Aus verschiedenen Puzzleteilen wurden Patricia Maynards letzte Aufenthaltsorte rekonstruiert, und man schloss, dass sie am 22. August gegen Abend verschwunden sein musste.

Martin hatte ein perfektes Alibi in Gestalt seiner Sekretärin. Zwar hatte er seiner Frau versichert, die Beziehung zu ihr sei beendet, und war in der Nacht von Patricias Verschwinden angeblich geschäftlich in Cardiff gewesen, doch in Wirklichkeit hatte er sie mit seiner Sekretärin in London

verbracht. Hotelunterlagen und Augenzeugenberichte bestätigten das.

In den dreieinhalb Monaten danach geschah nichts. Es gab keinen Erpresserbrief, keine telefonische Lösegeldforderung, keine Leiche. Patricia Maynard blieb spurlos verschwunden, und man ging davon aus, dass sie tot war. Doch dann war sie vor zwei Tagen abends in einem Park in St Albans aufgetaucht, einer kleinen, etwa eine halbe Stunde nördlich von London gelegenen Kathedralstadt. Sie machte einen verwirrten, abwesenden Eindruck und konnte nicht einmal die einfachsten Fragen beantworten. Graham Johnson war mit seinem Hund Gassi gegangen und hatte sie allein durch den Park irren sehen. Er rief die Polizei, die die Unbekannte rasch als Patricia Maynard identifizierte. Sie wurde ins Londoner St Bartholomew's Hospital gebracht, und Hatcher übernahm den Fall.

Während ihrer Gefangenschaft war Patricia Maynard wiederholt gefoltert worden. Ihr Körper war mit alten und neuen Narben und Blutergüssen übersät. Offenbar hatte der unbekannte Täter was für Messer übrig. Ein Bluttest ergab, dass er Patricia mit Hilfe von Drogen hellwach gehalten hatte, während er sich so amüsierte. Er hatte ihr nacheinander alle Finger abgeschnitten, mit Ausnahme des Ringfingers der linken Hand. Die Stümpfe waren sorgsam kauterisiert. Merkwürdigerweise hatte er sie im Gesicht nicht verletzt, und noch merkwürdiger waren die nicht vollständig abgewischten Spuren von Make-up. Außerdem war Patricia, von den Verletzungen abgesehen, körperlich in einem auffallend guten Zustand. Ihr Gewicht entsprach ihrer Größe und Statur, und es gab keine Anzeichen für Flüssigkeitsmangel.

Wir erreichten die Ausfahrt St Albans und Hatcher setzte den Blinker und bog nach links ab. Fünf Minuten später fuhren wir durch St Michael's, einen Stadtteil mit Reihen

von kleinen Postkartenhäuschen und größeren Anwesen, die bestimmt ein Vermögen gekostet hatten. Wir kamen an vier Pubs vorbei, zu viele, gemessen an der Zahl der Einwohner und der demografischen Schicht, der sie angehörten. Offensichtlich eine Touristengegend.

Die Kälte schlug mir in dem Moment entgegen, als ich aus dem Auto stieg, ein Gefühl, als wäre ich mit dem Kopf gegen eine Wand aus Eis geprallt. Dabei hatte ich schon meine dickste Jacke angezogen. Innen Lammfell für die Wärme, außen imprägniertes Wildleder gegen Wind und Nässe. Genauso gut hätte ich kurze Hosen und T-Shirt tragen können. Ich zündete mir eine Zigarette an, und Hatcher warf mir einen missbilligenden Blick zu.

»Wir sind im Freien«, sagte ich. »Ich breche kein Gesetz.«

»Die Dinger bringen Sie um.«

»Wie vieles andere auch. Ich könnte schon morgen von einem Bus überfahren werden.«

»Oder die Diagnose Lungenkrebs bekommen und eines langsamen, qualvollen Todes sterben.«

Ich grinste ein wenig verkniffen. »Nicht unbedingt. Mein Urgroßvater hat zwei Schachteln am Tag geraucht und ist hundertdrei geworden. Ich hoffe einfach mal, dass ich ihm nachschlage.«

Das Haus von Graham Johnson stand gegenüber einem Pub namens Six Bells. Wie bei den anderen Häusern an der Straße führte die Haustür direkt auf den Gehweg. Jemand von Hachers Leuten hatte uns angemeldet, Johnson erwartete uns. Die Wohnzimmergardine bewegte sich, als wir uns dem Haus näherten, und die Tür ging auf, bevor Hatcher auf die Klingel drücken konnte. Vor uns stand Johnson, um seine Füße sprang aufgeregt kläffend ein Jack-Russell-Terrier. Johnson war durchschnittlich groß und von durchschnittlicher Statur und streifte mit dem Kopf den niedrigen Türrahmen.

Laut Polizeibericht war er fünfundsiebzig Jahre alt, und